

Claudia Schmölders

Physiognomik, interdisziplinär oder intergenerisch?



Geboren 1944 in Heidelberg, Studium der Literaturwissenschaft und Philosophie in Köln, Zürich, Berlin und New York, Promotion 1973 in Berlin. Vierzehn Jahre hauptberuflich Verlagslektorin, Übersetzerin und Herausgeberin, zuletzt bei Insel/Suhrkamp, Frankfurt am Main. Lehraufträge an den Universitäten Köln und Frankfurt am Main; Februar/März 1991 Stipendium an der Maison des Sciences de l'Homme, Paris. Forschungsschwerpunkte: Geschichte der Konversation; oral poetry (Märchen); seit 1990 Physiognomik. — Wissenschaftliche Veröffentlichungen: *Sinnreiche Gedanken. Zur Hermeneutik des Chladenius* (1976); *Sprache und Geld oder "Vom Gespräch"*. Über Adam Müller (1977); *Die Kunst des Gesprächs. Texte zur europäischen Konversationstheorie* (1979, 2. Aufl. 1986); *Einfache und komplizierte Form. Zu einem Märchen des Essayisten Georg Simmel* (1980); *Das Märchen als Psychologe. Hommage an Max Lüthi* (1992). — Adresse: Koenigsallee 3, 1000 Berlin 33.

„Was bleibt“ ist bekanntlich nicht nur eine Frage der (Literatur-) Geschichte, es ist auch die Frage, die jeder Fellow sich selbst nach einem Jahr im Kolleg stellt oder, sollte er es vergessen, vom Kolleg gestellt bekommt. Vergessen könnte man sie zum Beispiel vor schierem Wohlbehagen über die formidablen Denk- und Lebensverhältnisse, die von den Mitarbeitern des Instituts geschaffen werden. Vergessen könnte man sie auch über dem Schock, den die Rückkehr in einen Alltag ohne den täglichen Informationsaustausch unter verschiedenen Nationalitäten und Disziplinen und ohne die vielfältigen Initiativen und Angebote des Instituts unweigerlich bedeutet.

Für mich bedeutete die Einladung ins Kollegjahr eine der schönsten Überraschungen meines Berufslebens — und zugleich eine der schwierigsten Phasen meines Lebens. Unmittelbar nach meiner Ankunft starb mein Vater, und wenige Wochen später starb auch meine Mutter. Infolgedessen konnte ich meine Arbeit erst spät aufnehmen. Aber wie die Mitarbeiter und Fellows mir über diese Zeit hinweggeholfen haben, mit welcher Ein-

führung und Freundlichkeit sie spontan reagiert haben — das jedenfalls „bleibt“ als erstes und unvergeßlich zu nennen.

Sehr günstig für meine wissenschaftlichen Pläne war die geistes- und naturwissenschaftliche Zusammensetzung des Jahrgangs, sein Anteil an wissenschaftshistorischen und philosophischen Fachorientierungen. Seit meiner Arbeit zur Geschichte der europäischen Konversationstheorien (1979) hatte ich mich, als Lektorin der Reihe „Die Märchen der Weltliteratur“ im Eugen Diederichs Verlag, ausgiebig mit der sog. *oral poetry* beschäftigt (1980-85); eine der Folgen war ein geschärfter Sinn für die elliptische Struktur des Erzählens in nonliteralen Kontexten, bei denen die mimisch-gestischen Anteile eine so große Rolle spielen. Mit dem Erscheinen des brillanten Buches von Peter von Matt, *...fertig ist das Angesicht. Zur Literaturgeschichte des menschlichen Gesichts* (1983) stand für mich das nächste Thema fest: die Physiognomik, die körperliche Wahrnehmung des Anderen, ihre Verbindung zu Medizin, Psychoanalyse, Biologie, Kunst, Literatur und Religion bzw. Moral. Ein extrem weites, interdisziplinäres Feld, aber zugleich eine Herausforderung, sich mit den Verfahren und Folgen der wissenschaftlichen Arbeitsteilung zu beschäftigen und über die Möglichkeit einer physiognomischen „Zentralperspektive“ nachzudenken. Kollegen und Fellows aus den genannten Gebieten haben mir zu jeder Zeit auf meine Fragen geantwortet, Entwürfe zu Vorträgen diskutiert: Horst Bredekamp, Hinderk Emrich, Michael Lackner vor allem. Ein eintägiges Seminar zum Thema im Mai 92, u. a. unter Mitwirkung der Fellows Hinderk Emrich und Horst Bredekamp, erbrachte eine Fülle von Anregungen aus der Sicht von Philosophie, Psychologie, Physiognomik-, Literatur- und Kunstgeschichte. Denn umgekehrt proportional zu der Tatsache, daß wir das menschliche Gesicht, die menschliche Gestalt mit einem Höchstmaß an Intuition (also gestalthaft) wahrnehmen, haben sich die wissenschaftlichen Versuche zum Thema extrem ausdifferenziert. Zum einen wohl deshalb, weil die Gesichts- und Gestaltwahrnehmung so besonders eindrücklich im Dienst archaischer Orientierungsbedürfnisse über den „Andern“ steht. Hier liegt eine Psychologie parat, die aus mancherlei Gründen nur bis zur Ausdruckspsychologie gediehen ist, aber einer grundsätzlicheren Bearbeitung wert wäre. Zum andern aber auch deshalb, weil die Fähigkeit zum Gesichtererkennen als eine der komplexesten Leistungen des Gehirns gilt: das Thema „face processing“ ist seit geraumer Zeit in Neurophysiologie, Neuropsychologie und Computerwissenschaft heiß umworben. Fast parallel nehmen aber auch die Studien im Feld der Literatur- und Kunstwissenschaft sowie der Religionswissenschaft zu; letztere stehen, mindestens im deutschen Sprachraum, meist unter dem Einfluß der Philosophie des Emmanuel Lévinas. Riesige Bibliographien zum Thema sind in Arbeit; Ausstellungen wie der „Wunderblock“ vor

einigen Jahren und wie „Die Beredsamkeit des Leibes“ in diesem Jahr in Wien zeigen das inzwischen öffentlich gewordene Interesse (jedenfalls in der Stadt, die die bekannten Charakterköpfe des Franz Xaver Messerschmidt beherbergt). Auffällig bei all diesen Renaissanceen ist jedenfalls jedem Historiker der Physiognomik die allgemeine Amnesie der rassistischen Tradition, die doch seit Beginn dieser Pseudo-Wissenschaft eine tragende Rolle spielte. Physiognomik, als Fenster auf unsere interspezifischen Einstellungen, wird allenfalls noch bei den Karikaturforschern erörtert. Sich in diesen Feldern innerhalb weniger Monate wenigstens annähernd auf den neuesten Forschungsstand zu bringen, wäre ohne die vorzügliche Bibliothek des Hauses undenkbar gewesen. Das Ergebnis dieser Arbeit waren eine rund 350seitige *bibliographie raisonnée* zum Thema sowie vier Vorträge: einer zum Thema „Gesicht und Geschlecht. Über weibliche Physiognomik“; ein zweiter, für die Tagung des Vereins ‚Literatur und Psychoanalyse‘ in Freiburg 1992, unter dem Titel „Der Liebe ins Gesicht. Zur Physiognomik des Begehrens“; ein dritter, für die Kolleg-Vorstellung des Themas unter dem Titel „Egghead vs. Mondgesicht. Über physiognomische Orientierung“; und ein vierter für eine literaturwissenschaftliche Tagung unter der Leitung von Hartmut Böhme, Helmut Pfothenhauer, Hans-Jürgen Schings und Wilhelm Schmidt-Biggemann („Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert“, September 92, Wolfenbüttel) unter dem Titel „Das Profil im Schatten. Zu einem physiognomischen ‚Ganzen‘ im 18. Jahrhundert.“

Bibliographie und Vorträge bilden die Vorarbeit zu einem geplanten „Handbuch der Physiognomik“, einem größeren Versuch, den *ensemble*-Charakter der physiognomischen Wahrnehmung herauszuarbeiten. Ein *ensemble*, das nicht identisch ist mit den heute wissenschaftlich akkreditierten Fächern (auch nicht mit der Semiotik), sondern — so die Arbeitshypothese — einer intergenerischen Semantik gehorcht, die zwischen indizierenden, signalisierenden, repräsentierenden und fingierenden Akten oszilliert. Alle vier werden ihrerseits kontrapunktiert von einer physiognomischen Dimension, die als „nonverbal“ nur ungenau zu bezeichnen ist, eher als „averbal“, jedenfalls aber als „numerische“ Größe, als „metrum“ zu fassen ist. Diese metrische (übrigens womöglich regelrecht pythagoreische) Tradition hat parallel zum Weg in die bildkunsthoretische Proportionenlehre, durch Anatomie und Anthropometrie Eingang in die Anthropologie des 18. Jahrhunderts gefunden und schließlich deren rassistische Entgleisungen wesentlich mitfundiert.

Es bleibt zu erweisen, ob und wie eine integrative Darstellung der physiognomischen Wahrnehmung auch ihrer wissenschaftsgeschichtlichen Erfassung förderlich ist. Solange jedes Fach sich eine eigene Physiognomik deduziert, kann diese keine Geschichte haben. So etwa wäre das Ver-

hältnis von Psychoanalyse und Physiognomik zu klären — nicht nur, weil Traumdeutung und Physiognomik schon seit der Antike miteinander konkurrieren, sondern auch, weil letztere so vollkommen im Bereich der manifesten Kundgaben spielt, und erstere so vollkommen im Latenten — jedenfalls in der freudschen Schule. Dies wird unter anderm die Frage sein, die ich in meiner nächsten Arbeit zu beantworten versuche.